

System

Einer Definition der KI zufolge ist „System“ die Gesamtheit von Objekten, die sich in einem ganzheitlichen Zusammenhang befinden und durch die Wechselbeziehungen untereinander gegenüber ihrer Umgebung abgrenzen. Darin ist „Struktur“ die Anordnung, der Aufbau oder die Organisation von zusammenhängenden Elementen in einem System. Sie bestimmt, wie Teile eines Ganzen zueinanderstehen und zusammenwirken, um Stabilität und Ordnung zu gewährleisten.

Erscheint System danach als eine übergeordnete Ebene, stellt Niklas Luhmann die Begriffe in einen anderen Kontext. Danach ist das System – anders als Struktur – begrenzt. Demzufolge existiert stets ein „Außen“, demgegenüber es sich insbesondere durch enge Bindungen zwischen seinen Elementen von der Umgebung unterscheidet. Allerdings stehen etwa lebende Systeme in stetigen Beziehungen zur Außenwelt, beginnend mit der Atmung, die für energetische Prozesse unabdingbar ist. Zudem können sich Systeme zusammenschließen, um Systeme höherer Ordnung zu bilden: Atome bilden Moleküle, Planeten plus Sonnen stellen Sonnensysteme dar. So auch das Leben: Individuen organisieren sich als Gemeinschaften resp. Gesellschaften, bereits bald nach der Entstehung des Lebens. Dank der Bündelung resp. Diversifizierung von Potentialen können sie erfolgreicher agieren.

Dies nicht in der Folge naturgesetzlicher Dynamiken, vielmehr eigenaktiv. Darin besteht ein gravierender Unterschied zwischen anorganischen und organischen Systemen. Leben ist ein Zustand im Ungleichgewicht und daher auf den stetigen Zufluss von Energie angewiesen. Daher entwickeln Lebewesen Eigendynamiken – notwendig, um den eigenen Fortbestand zu gewährleisten, dies natürlich im Rahmen der Naturgesetze. Bedurfte es zum Verständnis der unbelebten Natur einst der aristotelischen Schöpfung des „unbewegten Bewegers“, um Dynamiken zu erklären, sind organische Systeme genuin veränderungsfähig. Diese Notwendigkeit ergibt sich bereits aufgrund der Entwicklungsprozesse. Überdies sind organische Systeme wachstums- resp. vermehrungsfähig. So stoßen sie früher oder später an Grenzen verfügbarer Ressourcen. Damit entsteht unvermeidlich Konfliktpotential.

Konkurrenz ist, so Edward G. Wilson, ein wesentliches Antriebsmoment individuellen Verhaltens bereits in kleineren Gruppierungen. Andererseits zeichnen diese sich durch ein hohes Maß von Kohärenz aus: durch inneren Zusammenhalt, Vertrauen, Selbstlosigkeit. Gerade darin können sie sich von anderen Gemeinschaften unterscheiden. Denn neben dem individuellen Ringen um Vorherrschaft stehen die Gruppen wiederum in Konkurrenz zu anderen.

Es kommt also auf die Balance an: einerseits einen inneren Wettbewerb zur Aktivitätsstimulierung auszuhalten, gleichzeitig nach außen durch kongruente Haltung und Handlung eine hohe Wirkmacht zu erreichen. Eine von allen Mitgliedern geteilte Gruppenidentität ist dafür Voraussetzung. Kulturelle Fortentwicklung birgt nun die Notwendigkeit, größere Einheiten, also Gesellschaften, zu bilden. Die Erweiterung von Wissen und Können bedingt eine Diversifizierung der Qualifikationen. Das ist nur durch eine größere Zahl von Köpfen zu erreichen. Auf einer nächsthöheren Ebene stellt sich wiederum die Notwendigkeit, eine fruchtbare Balance von egoistischen Bestrebungen und altruistischen Haltungen herzustellen und beizubehalten. Anderenfalls können die möglichen Synergien aus der Vielzahl unterschiedlicher Kompetenzen nicht ausgeschöpft werden.

Inzwischen sind die Grenzen der Ressourcen nicht mehr lokal, sondern global spürbar geworden. Daher wird immer wieder die Notwendigkeit beschworen, ein Weltsystem zu schaffen, ein System mit universell gültigen Normen und Regeln. Auf den ersten Blick erscheint ein solcher Schritt folgerichtig. Nun hatte der niederländische Ökonom Robert Went in den 1990er Jahren festgestellt, dass sämtliche Rohstoffmärkte der Welt – seien es Mineralien, Metalle, Energie oder Nahrungsmittel – jeweils drei bis sechs global operierende Konsortien unter sich aufteilen. Es gäbe kein Weltmonopol in nennenswerter Größe.

Darin spiegelt sich ein Wesenszug von Gemeinschaft wider – irgendwen haben zu müssen, mit dem man sich messen kann – messen muss! *„Es kann nur ein Ich geben, wenn es ein Du gibt“*, dieser Satz unterstreicht die Feststellung, dass Identität eines Systems im Sinne des Selbsterkennens als ein Individuelles gewöhnlich nur zustande kommen kann, wenn Vergleichbares zur Abgrenzung existiert. Das ist bei einer Weltgemeinschaft nicht möglich. Erst dann, wenn es nicht-irdische Lebensgemeinschaften gäbe, wäre eine Weltgemeinschaft mit gemeinsamer Identität realisierbar. Anderenfalls mag es eine formale Einigung geben, die aber real von sich beargwöhnenden Interessengemeinschaften zersetzt würde – wie etwa die UNO durch einen Sicherheitsrat mit individuellem Veto-Recht.

Es ist dem Wesen des Lebens eigen: die Dialektik von Gemeinschaftlichkeit und Konkurrenz. Nur auf niedrigem Niveau und unter unattraktiven Verhältnissen sind konkurrenzfreie lebende Systeme existenzfähig.